

Erschienen als Bulletin – Texte 34 des Zentrums für transdisziplinäre Geschlechterstudien:***Bologna and Beyond. New Perspectives on Gender and Gender Studies***

Im August 2007 fand an der Humboldt-Universität die 5th European Conference on Gender Equality in Higher Education statt, die maßgeblich von der Frauenbeauftragten der HU, Dr. Marianne Kriszio, vorbereitet wurde. Ein Teil der Ergebnisse liegt nun in Form der *Bulletin – Texte 24: Bologna and Beyond. New Perspectives on Gender and Gender Studies* vor.

Im ersten Teil werden insbesondere die geschlechterspezifischen Auswirkungen des Bologna-Prozesses im Studium sowie bezogen auf die Studieninhalte in den Gender Studies in Spanien und Deutschland untersucht. Im zweiten Teil werden Ergebnisse der Podiumsdiskussion „Gender Studies and Beyond“ dokumentiert. Dabei werden ebenfalls mit Blick auf den Bologna-Prozess und die Erfahrungen der letzten Jahre die Karriere- und Arbeitsmarktperspektiven von Absolvent_innen in den Women's and Gender Studies in den USA, Australien, Großbritannien, den Niederlanden, Ungarn und Deutschland analysiert.

Bei Interesse kann das Heft kostenlos per e-mail bestellt werden:
zentrum@gender.hu-berlin.de

Hella Hertzfeldt

Gisela Notz: Mehr als bunte Tupfen im Bonner Männerclub. Sozialdemokratinnen im Deutschen Bundestag 1957-1969. Bonn: Dietz Verlag, 2007. 390 S. mit Anm. ISBN-13: 9783801241759

Mit 31.8% Frauenanteil spiegelt der Bundestag auch heute noch längst nicht die realen gesellschaftlichen Verhältnisse wider, hat jedoch im Verhältnis zu den früheren Jahren stark zugelegt. Wie agierten Frauen in der Vergangenheit im Bundestag, unter welchen Bedingungen machten sie Politik? Diesen Fragen geht Gisela Notz nach am Beispiel der weiblichen Bundestagsabgeordneten der SPD. Dabei geht sie systematisch und chronologisch vor.

Das vorliegende Buch schließt an die Darstellung von G. N. über SPD Parlamentarierinnen im Bundestag / Parlamentarischen Rat „Frauen in der Mannschaft“ (Dietz Bonn 2003) an, das den Zeitraum 1948/49-1957 umfasst. Im jetzigen Werk geht es um die Zeitspanne 1957-1969, ein Geschichtsabschnitt, der durch viele spannende Ereignisse geprägt ist. Wie in der vorherigen Untersuchung auch werden nicht nur einige exponierte, sondern alle weiblichen SPD Abgeordneten porträtiert, was einen umfassenden Überblick über ihre Arbeitsbereiche und Aktivitäten ermöglicht. Es geht also um die 3. bis 5. Wahlperiode des Bundestages. Doch die Darstellung der Tätigkeit der Parlamentarierinnen ist nicht auf diesen Zeitabschnitt beschränkt, es wird umfassend der Lebensweg auch „davor“ und „danach“ aufgezeigt, wodurch jeweils ein vollständiges Lebensbild sichtbar wird. Ausführlich zeigt G. N., wie der Alltag der Frauen im politischen Geschäft aussah, mit welchen Hindernissen und Vorurteilen sie zu kämpfen hatten – und das nicht nur seitens des politischen Gegners, sondern auch aus den eigenen Reihen. Ebenso zeichnet G. N. ein differenziertes Bild der politischen Haltung der Parlamentarierinnen, weit entfernt von einem vereinfachten rechts-links Klischee.

Die 12 Abgeordneteninnen standen, wie durchaus üblich in dieser Zeit, im Schatten der Männer, waren Hinterbänklerinnen und befassten sich vorrangig mit sog. weichen Politikfeldern. Nichts desto trotz erhoben eine Reihe von ihnen ihre Stimme gegen Wiederbewaffnung und atomare Aufrüstung. Ausführlich geht G. N. auf die Arbeitsinhalte und Arbeitsstile der Politikerinnen ein. Viele von ihnen kamen aus kommunalpolitischen Zusammenhängen und hatten darum einen guten Basisbezug, was sich positiv auf die parlamentarische Arbeit auswirkte.

Und natürlich werden auch die Haltungen der Bundestagsabgeordneteninnen zur 68er Bewegung aufgezeigt. Mit der „neuen“ Frauenbewegung hatten alle ziemliche Schwierigkeiten (und umgekehrt). Die „Frauenprobleme“ ordneten sie meist in die „allgemeinen Probleme“ ein, die es gemeinsam mit den Männern zu lösen gilt. Doch in den Folgejahren machten feministische Gedanken auch vor der SPD keinen Halt.

Die umfassenden Darstellungen der 12 SPD Frauen basieren auf der sorgfältigen Auswertung einer Vielzahl von Dokumenten, insbesondere archivalischer. Ergänzt werden sie durch Interviews, wodurch ein plastisches Bild eines bewegten Zeitabschnittes der BRD und eines Dutzend darin handelnder Frauen entsteht.

Es ist das Verdienst der Autorin mit dem Buch den Versuch unternommen zu haben, „die bisher unentdeckten Frauen, an die sich kaum jemand erinnern kann, von den Hinterbänken ans Tageslicht zu holen“. (S. 343)

Christina Altenstraßer

Andrea-Hilla Carl, Friederike Maier, Dorothea Schmidt: Auf halbem Weg. Die Studien- und Arbeitsmarktsituation von Ökonominnen im Wandel. Berlin: edition sigma, 2008. 189 S., ISBN 978-3-89404-794-8, € 15,90

Die vorliegende Studie entstand im Rahmen des DFG-Forschungsschwerpunktes „Professionalisierung, Organisation, Geschlecht. Zur Reproduktion und Veränderung von Geschlechterverhältnissen in Prozessen sozialen Wandels“ und stellt die Ergebnisse einer zweijährigen Forschungstätigkeit vor, die sich mit der Studien- und Arbeitsmarktsituation von Wirtschaftsakademikerinnen und Wirtschaftsakademikern in einem Zeitraum von über 100 Jahren befasst hat. Am Beispiel des Deutschen Reichs, der Weimarer Republik, der Bundesrepublik Deutschland und der DDR fragen die Autorinnen dabei nach „Veränderungsprozessen und Beharrungstendenzen“ (S. 9) wirtschaftswissenschaftlicher Ausbildung und Berufe und deren Verwobenheit mit der sozialen Kategorie Geschlecht.

Die Studie greift damit gleich mehrere Forschungsdesiderate auf: Zum einen lässt sich eine bislang nur sehr marginale Beschäftigung der Wirtschaftswissenschaften mit ihrer eigenen Disziplinen- und Theoriegeschichte vor allem für die Zeit des Nationalsozialismus wie auch für die DDR konstatieren. Zum anderen beschäftigt sich auch die Frauen- und Geschlechterforschung in ihren Arbeiten zu Wissenschaft, Wissenschaftsgeschichte und Geschlecht wie auch in ihren Studien zu Arbeit, Arbeitsmarkt und Geschlecht nur am Rande mit den Wirtschaftswissenschaften bzw. mit wirtschaftswissenschaftlichen Berufen. Insbesondere Längsschnittstudien, die unter einer geschlechtersensiblen Perspektive die Studien- und Arbeitsmarktsituation miteinander verknüpfen, würden – so die Autorinnen – bislang fehlen.

Ein Zitat von Greta Kuckhoff am Beginn der Monographie, in der die 1924 frisch immatrikulierte Studentin ihre Irritation schilderte, als sie feststellen musste, dass nur die männlichen Studierenden mit einem Handschlag vom Rektor begrüßt wurden, steht paradigmatisch für die Perspektive, die in dieser Untersuchung eingenommen wird: Die Frage nach den Transformationsprozessen der ökonomischen Wissenschaftsdisziplin, ihre sich im Untersuchungszeitraum

mehrfach wandelnde Bedeutung wie auch die sich verändernden sozialen und ökonomischen Bedingungen am Arbeitsmarkt werden immer wieder rückgeführt auf die Frage nach deren Wirkungsmacht auf Geschlechterverhältnisse bzw. auf geschlechtliche Differenzierungs- und Hierarchisierungsmechanismen. Die Studie verfolgt damit drei Analysestränge: erstens die Analyse von Transformationsprozessen der Wirtschaftswissenschaften am Beispiel der Universitäten und Fachhochschulen in Berlin und in enger Verwobenheit damit zweitens die Analyse des Arbeitsmarktes, die auf das gesamte Gebiet der heutigen Bundesrepublik ausgeweitet wurde; quasi quer zu den ersten beiden Strängen liegt mit der Frage nach den jeweiligen Geschlechterverhältnissen die dritte und zentrale Analysedimension. Damit verfolgen die Autorinnen konsequent das von ihnen eingeforderte Verständnis von Geschlecht als einer sozial konstruierten Differenzierungskategorie, deren Analyse jedoch nicht ohne Kontextualisierung mit „realen Machtverhältnisse und Hierarchisierungen“ auskommen könne. (S. 24)

In fünf Kapiteln werden die im Zentrum stehenden „Veränderungsprozesse und Beharrungstendenzen“ in chronologischer Reihenfolge von der Entwicklung nationalökonomischer Studien und Berufe im 19. Jahrhundert über den Bedeutungszuwachs der Wirtschaftswissenschaften und der Wirtschaftsberufe in den 1920er Jahren, deren Stellenwert während des Nationalsozialismus bis hin zu deren unterschiedlicher Entwicklung nach 1945 in der Bundesrepublik und in der DDR dargestellt. Weitere zwei Kapitel sind daran anschließend der aktuellen Situation der Wirtschaftswissenschaften, ihren Absolventinnen und Absolventen wie deren Arbeitsmarktsituation gewidmet, wobei hierfür nicht nur auf zentrale Absolventinnen- und Absolventenstudien zurückgegriffen, sondern aufgrund von Mikrozensusdaten für die Jahre 1993, 1995 bis 1998 und 2000 auch die generelle Entwicklung der Arbeitsmarktsituation von Wirtschaftsakademikerinnen und -akademikern aller Altersgruppen untersucht wurde.

Anschaulich wurde die Entwicklung der Wirtschaftswissenschaften seit dem 19. Jahrhundert skizziert, die sich aus der Kameralistik herausbildete und spätestens seit dem Ende des 1. Weltkriegs eine stärkere Professionalisierung aber auch Differenzierung erfuhr. Dazu trug nicht zuletzt auch die 1906 gegründete Berliner Handelshochschule bei, die neben der Universität verstärkt privat- bzw. betriebswirtschaftliche Fächer anbot. Spätestens seit den 1920er Jahren, in denen sich die Nationalökonomie insbesondere aufgrund fehlender wirtschaftspolitischer Konzepte in der „Krise“ befand, konnte sich die Betriebswirtschaftslehre zunehmend etablieren. Stärker personelle Veränderungen aufgrund von Entlassungswellen und Emigration und weniger inhaltliche Brüche bestimmten die Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft. Erst durch die Entwicklung der „Sozialen Marktwirtschaft“, der Rezeption der internationalen Diskussion auf den Gebieten der Gleichgewichtsökonomie, der Kreislauf-, Beschäftigungs- und Wachstumstheorie und nicht zuletzt aufgrund des Wirtschaftsaufschwunges in den 1950er Jahren gewannen die Wirtschaftswissenschaften, insbesondere die Betriebswirtschaftslehre, (wieder) zunehmend an Bedeutung und Ansehen. Demgegenüber wurde die Betriebswirtschaftslehre in der DDR zunächst als „Profitlehre im Dienst des Kapitals“ aufgelöst, allerdings 1973 als „sozialistische Betriebswirtschaftslehre“ wieder eingeführt. Innerhalb der Volkswirtschaftslehre hatten in der DDR die ideologischen Fächer stärkeres Gewicht, weshalb sie häufig auch als „Offizialwissenschaft“ charakterisiert wird. Heute hat sich die Betriebswirtschaftslehre sowohl theoretisch als auch methodisch erheblich differenziert, während in der Volkswirtschaftslehre ab den 1970er Jahren eine sehr starke Homogenisierung im Rahmen neoklassischer Wirtschaftskonzepte erfolgte.

Diese Transformationsprozesse erfolgten parallel bzw. in Wechselwirkung mit Veränderungen am Arbeitsmarkt, mit der Professionalisierung wirtschaftlicher Berufe, wie die der Kaufleute und der Entwicklung neuer Tätigkeitsbereiche vor allem in sozial- und wirtschaftspolitischen Bereichen kommunaler und staatlicher Institutionen um die Jahrhundertwende und in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Diese Differenzierung von Beschäftigungsfeldern und deren Professionalisierung setzten sich auch nach 1945 kontinuierlich fort, wenn auch bis heute die

Wirtschaftswissenschaften einen geringeren Professionalisierungsgrad aufweisen als andere Fachdisziplinen, wie beispielsweise die Medizin oder die Rechtswissenschaften, und Wirtschaftsakademikerinnen und -akademiker auch heute noch in einigen Tätigkeitsfeldern in starker Konkurrenz zu Juristinnen und Juristen oder Ingenieurinnen und Ingenieuren stehen.

Gerade diese Transformations- und Professionalisierungsprozesse erweisen sich als überaus geeignet, die damit einhergehenden Erosionen aber auch Reproduktionen von Geschlechterverhältnissen zu untersuchen, die den dritten und zentralen Analysestrang der Untersuchung ausmachen. Gut nachvollziehbar skizzieren die Autorinnen den wachsenden Frauenanteil unter den Studierenden der Wirtschaftswissenschaften seit der Öffnung der Universitäten für Frauen zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Dem damaligen Frauenbild folgend, öffneten sich im Bereich der Staatswissenschaften zunächst vor allem die Wirtschaftswissenschaften, ermöglichten sie doch Frauen eine ihnen entsprechende Berufstätigkeit in sozialen und karitativen Bereichen. Bis Mitte der 1920er Jahre ist ein kontinuierlicher Anstieg der Studierendenzahlen an den Universitäten und stärker noch an den Fachhochschulen festzustellen, wobei der Frauenanteil unter den Studierenden der Nationalökonomie an den Universitäten deutlich höher lag als an den Fachhochschulen und Ende der 1920er Jahre knappe 20% erreichte. Die Betriebswirtschaftslehre etablierte sich demgegenüber in den 1920er und 1930er Jahren in sehr viel stärkerem Maße als „Männerfach“. Ab 1933 kam es zu einem starken Rückgang der Studierendenzahlen insgesamt, was dazu führte, dass der Frauenanteil insbesondere in den betriebswirtschaftlichen Fächern stieg. Während in der DDR die Wirtschaftswissenschaften sehr hohe Studierendenzahlen mit einem ebenfalls sehr hohen Frauenanteil, der 1988 bei 67% lag, verzeichneten, nahm die Zahl der Studierenden wirtschaftswissenschaftlicher Fächer in der BRD nur sehr langsam zu: Ende der 1960er Jahre war in absoluten Zahlen etwa das Niveau von 1906/07 erreicht. Insbesondere die Volkswirtschaftslehre konnte trotz Prestigegewinnen seine Dominanz, die sie etwa in den 1920er Jahren hatte, nicht mehr zurückgewinnen. Demgegenüber stiegen in den 1970er Jahren die Studierendenzahlen in der Betriebswirtschaftslehre sowohl an den Universitäten als auch an den Fachhochschulen sehr stark an. Parallel dazu erhöhte sich auch der Frauenanteil, insbesondere an den Fachhochschulen, weshalb heute konstatiert werden kann, dass sich die Wirtschaftswissenschaften, und hier vor allem die Betriebswirtschaftslehre, von einem stark männlich dominierten hin zu einem gemischtgeschlechtlichen Studienfach und zudem zum quantitativ wichtigsten Studienfach für Frauen entwickelt hat.

Dass ein „Gleichziehen“ in der Ausbildung noch nicht notgedrungen eine gleichberechtigte Teilhabe und Teilnahme am Arbeitsmarkt bedeutet, führen die Autorinnen in den letzten beiden Abschnitten der Studie aus: Wiewohl im Vergleich zu anderen Berufsgruppen Wirtschaftsakademikerinnen und -akademiker kaum bzw. deutlich weniger von (Such-)Arbeitslosigkeit betroffen und zudem sehr viel häufiger in einem Vollzeitverhältnis beschäftigt sind, erweisen sich doch auch ihre Tätigkeitsbereiche als sowohl horizontal wie vertikal stark geschlechtlich segregiert, was in Folge zu starken Einkommensdifferenzen zwischen Wirtschaftsakademikerinnen und Wirtschaftsakademikern führt, die sich im Laufe der Erwerbsjahre nicht zuletzt aufgrund geringerer Aufstiegs- und Karrieremöglichkeiten von Frauen noch verstärken.

Die Frage, die die Autorinnen am Ende ihrer einleitenden Ausführungen stellen: „Mit ihrer zunehmenden Präsenz bei wirtschaftswissenschaftlichen Studienfächern haben Frauen die erste Hälfte des Weges geschafft. Wie wird es ihnen auf der zweiten ergehen?“ (S. 17) bedarf daher weiterer zukünftiger Studien insbesondere zur Arbeitsmarktsituation von Wirtschaftsakademikerinnen und Wirtschaftsakademikern. Der vorliegende Band geht in diesem Sinne einen ersten notwendigen Schritt in diese Richtung und zeigt zudem zahlreiche Forschungslücken auf, die es in weiteren Studien zu füllen gilt, um sowohl einzelnen Etappen der ersten Hälfte des Weges als auch den noch folgenden Wegstücken nachzuspüren.

Ursula Schröter

Hanna Behrend: Die Überleberin. Jahrzehnte in Atlantis. Wien und Mülheim an der Ruhr: Verlag Guthmann-Peterson, 2008. ISBN 978-3-900782-65-8, 844 S., 29,80 €

Die Sonne wird es bald schaffen. Diesen Gedanken setzt die 85-jährige Hanna Behrend an den Schluss ihrer Autobiografie. Sie hat sich – vor allem seit 2004 – nicht nur an „ihre sechs Leben“ erinnert, sie hat ihre umfangreichen persönlichen Dokumente, ihre Kalender, Tagebücher, Briefe usw. recherchiert, beforscht, rückblickend gewertet, frühere Wertungen überprüft ... Und sie hat das alles in eine Form gegossen, die die Leserin (und hoffentlich auch den Leser) berührt, gelegentlich amüsiert, öfter jedoch betroffen macht.

Sicherlich hat Hanna Behrend lange über den Titel ihrer Lebensbeschreibung nachgedacht. Dass der Begriff „Überleberin“ auf sie zutrifft, kann sie für jede ihrer Lebensphasen nachweisen. Sie überlebte – im Unterschied zu vielen Angehörigen ihrer jüdischen Familie – die „braune Flut“ im Österreich der 30er Jahre. Es gelang ihr, als Sechzehnjährige zunächst nach Frankreich, später nach England zu emigrieren. Auch hier war das Leben ohne „Papiere“, ohne Beruf, meist ohne eigene Wohnung und zunächst ohne familiäre Bindung oft genug eher ein Überleben. Aber sie schaffte es – als Dienstmädchen, als Kindermädchen, als Krankenschwester, als Schreibkraft, als Übersetzerin – und konnte so ihre relative Unabhängigkeit, die sie ihr ganzes Leben lang als höchstes Gut geschätzt hat (S. 44), bewahren. Klug und kritisch, auch politisch kritisch, war sie schon „immer“. Fleißig war sie auch, denn sie musste schon früh zur Finanzierung des elterlichen (seit 1934 mütterlichen) Haushaltes beitragen. Aber das klare politische Profil, das ihre weiteren Lebensetappen bestimmte, entwickelte sich vor allem hier in der Emigration.

Ende Dezember 1946 begann Hanna Behrend – sie hatte inzwischen einen deutschen Kommunisten geheiratet und hieß damals Köditz – mit der Übersiedlung von England nach Ost-Berlin „ihr deutsches Leben“. Es ist zu vermuten, dass sie im Rückblick das Leben in dem inzwischen „untergegangenen Land“ als ihr wichtigstes betrachtet. Hätte sie sonst ihrer Autobiografie den Untertitel „Jahrzehnte in Atlantis“ gegeben? Gleichzeitig ist spürbar, wie wichtig es ihr ist, diesem „untergegangenen Land“ gerecht zu werden, die erlebte Vergangenheit sowohl im Spiegel der damaligen Ansprüche als auch im Spiegel der heutigen Realität zu reflektieren. „Viele Ostdeutsche haben inzwischen vergessen, dass sie bis etwa in die Mitte der 80er Jahre, ebenso wie damals die Bundesbürger, selbstverständlich erwarteten, dass sich ihre Lebensverhältnisse ständig verbessern würden. Ein Lebensgefühl, das sich heute, in einer Zeit, da sich immer mehr Menschen vor der Zukunft fürchten, kaum noch jemand vorstellen kann“ (S. 443). Aber – und das gehört (für mich) zu den bedrückendsten Passagen des Buches – auch dieses Leben in der Sowjetischen Besatzungszone bzw. in der DDR erforderte all ihre Überlebensfähigkeiten, zeigte ihr erstmals die Grenzen ihrer physischen und psychischen Kräfte. Denn die junge, den Sozialismus anstrebende Gesellschaft begegnete der „West-Remigrantin“ und erst recht ihrem als Trotzlist geltenden Mann voller Misstrauen und nicht selten mit Diffamierungen. Dass die später sehr anerkannte und viel beschäftigte Wissenschaftlerin – seit Januar 1947 SED-Mitglied, seit September 1982 Dr. habil. – niemals Professorin wurde, hat ganz sicher mit diesem politischen Misstrauen zu tun. Und dennoch bekennt sie: „Ich hätte nichts getan, um das Regime zu gefährden, weil ich damit, wie ich damals überzeugt war, den Kapitalismus unterstützt hätte“ (S. 248).

Wenn in spätestens 100 Jahren DDR-Biografien als begehrte Quellen für historische Forschungen genutzt werden, dann wird man wohl immer wieder auf dieses Phänomen stoßen: Junge Menschen, von Faschismus und Weltkrieg politisch geprägt, bekennen sich ehrlichen Herzens zur sozialistischen Alternative, zu einer Gesellschaft ohne Ausbeuterklassen und ohne Politiker, denen der Krieg „wie eine Badekur“ bekommt. Und obwohl sie Konflikte und Widersprüche wahrnehmen, mitunter sogar unter ihnen leiden, ist die Überzeugtheit von dieser Art „gesell-

schaftlichen Fortschritts“ nicht zu erschüttern. Hanna Behrend stellt in diesem Zusammenhang die rhetorische Frage, ob damals alle, die so wie sie dachten, blind und dumm gewesen seien. „Gewiss nicht blinder und dümmer, als wir es heute sind. Schließlich schien der allgemeine Aufschwung fortschrittlicher Tendenzen weltweit die Richtigkeit der herrschenden Doktrin zu bestätigen. Die Kolonialvölker begannen damals, sich zu befreien ... In vielen europäischen Staaten waren linke Kräfte an oder in der Regierung ...“ (S. 248). Die Faszination, die die neue Gesellschaftsordnung ausübte, verbunden mit den realen Errungenschaften (ohne Führungszeichen) ließen auch bei Hanna Behrend keine grundsätzlichen Zweifel an der historischen Berechtigung und Folgerichtigkeit des Sozialismus aufkommen, zumindest bis zu den 70er oder ersten 80er Jahren. Und das, obwohl sie wie wenige andere SED-Mitglieder erfahren hatte, was KommunistInnen sich gegenseitig antun können.

In den 80er Jahren begann Hanna Behrends „feministische Phase“, unterstützt durch entsprechende englische und amerikanische Literatur, die sie im Rahmen mehrerer Englandreisen erwerben konnte, auch unterstützt durch zahlreiche Debatten mit alten und neuen englischen Bekannten. In mehreren Publikationen nachlesbar ging es ihr (geht es ihr!) „um die Untersuchung des Verhältnisses von Rasse, Klasse und Geschlecht als gleichwertige Kategorien, nicht um die Aufhebung der einen Kategorie in der anderen“ (S. 671). Seit dieser Zeit ist für sie die so genannte Frauenfrage gleich bedeutsam mit der Klassenfrage, denen sich noch andere Kategorien wie Ethnie, „Alter, Generation, kulturelle und sexuelle Eigenart u.v.a.m. hinzugesellen“ (S. 673) – eine Auffassung, die in der Sozialstrukturforschung der DDR bis zuletzt keine Chance hatte und die nach meiner Wahrnehmung auch heute kaum in anderer als feministischer Literatur reflektiert wird.

Das bisher Gesagte könnte den Eindruck erwecken, hier handele es sich überwiegend um die Beschreibung eines politischen und wissenschaftlichen Lebens. Dem ist ganz und gar nicht so. Ich hatte bisher noch keine Autobiografie gelesen, die so gründlich und so offen das Privatleben analysiert. Nicht nur die Familienbeziehungen, die Liebesbeziehungen, die Kinderfreuden und Kindersorgen, die Freundschaften und Feindschaften werden von den Ursprüngen bis zur Gegenwart verfolgt, wichtig sind für Hanna Behrend auch die unterschiedlichen Erfahrungen mit Haustieren bzw. überhaupt mit den Tieren der Umgebung (z. B. mit untergewichtigen Igel, S. 505). Schließlich werden – in den bereits erwähnten 100 Jahren – auch alle die Historiker und Historikerinnen auf ihre Kosten kommen, die sich für konkrete Themen des DDR-Alltags, etwa für die Arbeit der Elternbeiräte und Elternaktive in den Schulen, interessieren oder für den spezifischen DDR-Humor (politische Witze, bekannte Lieder mit verändertem Text). Sogar für spätere Forschungen zum Nicht-Alltäglichen, z.B. zur Urlaubsgestaltung unter DDR-Bedingungen oder zum Thema Autokauf kann diese Lebensbeschreibung eine Fundgrube darstellen. Ganz abgesehen davon, dass Hanna Behrend auf Grund ihrer persönlichen Kontakte heute gängige DDR-Klischees – etwa über den Strafvollzug oder über den verordneten Antifaschismus – in Frage zu stellen vermag.

Und dann das Ende der DDR – die Autorin spricht konsequent vom Anschluss und stellt damit bewusst die Verbindung zu dem Anschluss her, der sie in ihrer Jugendzeit aus Österreich vertrieben hatte. Im Herbst 1989 gehörte sie zu den vielen DDR-Bürgerinnen und Bürgern, die die Reformbemühungen zunächst hoffnungsvoll begleiteten bzw. initiierten. „Als Mitglied und Aktivistin der neuen Frauenbewegung, die sich am 3. Dezember als Unabhängiger Frauenverband (UFV) in der Volksbühne konstituierte, erlebte ich diesen demokratischen Aufschwung in der Bewegung“ (S. 688). Bis heute hält sie die Maueröffnung am 9. November für einen verhängnisvollen Schlag gegen die Reformbemühungen, obwohl sie nicht ausschließt, „dass die DDR auch dann von der Bundesrepublik geschluckt worden wäre, wenn Schabowski mit der Maueröffnung nicht das Ende der Souveränität des schwächeren deutschen Staates eingeleitet hätte“ (S. 686). Bis heute kommentiert sie „den verantwortungslosen Galopp in die Einheit“ (S. 707) und damit die Abwicklungen der DDR-Institutionen, den totalen Elitewechsel, oft verbunden mit

Diffamierungen der DDR-Wissenschaft sowie der Entsolidarisierung des Personals, voller Bitterkeit. „Wie sich herausstellte, haben wir die Schicksalsweichen der Menschheit nicht gestellt. Das haben andere zu unser aller Schaden getan“ (S. 691). Zu den Enttäuschungen zählen auch erste Begegnungen mit westdeutschen Feministinnen. „In dem Maße, in dem die DDR in den Medien als der Unrechtsstaat schlechthin präsentiert wurde ... wurden aktive Ostfrauen ständig genötigt, sich zu rechtfertigen; sie sollten erklären, warum sie in der DDR geblieben sind, warum sie in der SED gewesen waren, warum sie Kinder bekommen hatten ... Niemand fragte die Westfrauen, warum sie zugelassen hatten, dass nach 1945 alte Nazis ihre Posten ... behielten, warum sie nichts getan hatten, um eine adäquate Versorgung mit Kindergärten und Schulhorten zu gewährleisten, oder warum sie nicht wenigstens die Fristenlösung beim Schwangerschaftsabbruch durchsetzen konnten“ (S. 787).

Und dennoch wird es die Sonne bald schaffen. Dass Hanna Behrend auch heute noch bereit und in der Lage ist, über „die nächste Zeitenwende“ nachzudenken, über neue Versuche des Aufbruchs, über eine Gesellschaftsform ohne Vergeudung der Ressourcen, ohne Kriege – das macht die Autobiografie zu einem Hoffnung machenden Buch. Ihm sind viele interessierte Leserinnen und Leser zu wünschen.

Neuerscheinung:

Rita Schäfer: Frauen und Kriege in Afrika, Ein Beitrag zur Gender-Forschung, Brandes und Apsel Verlag, Frankfurt a.M. 2008.

Gender bietet einen innovativen Zugriff, um die gesellschaftlichen Hintergründe der Kriegs- und Nachkriegsgesellschaften Afrikas zu verstehen. Von zentraler Bedeutung sind gewaltbesetzte Maskulinitätskonzepte sowie Geschlechter- und Generationenkonflikte. Sie prägen die Gewalteskalationen vor Kriegsbeginn, die Kriegshandlungen und die Nachkriegszeit.

Diese Studie zeigt auf, welche Folgen die Beteiligung junger Frauen an antikolonialen Befreiungskriegen im südlichen Afrika langfristig hatte. Zudem richtet sie ihren Fokus auf Bürgerkriege und Nachkriegsentwicklungen in West-, Zentral- und Ostafrika sowie am Horn von Afrika. Unterschiedliche Rollen von Frauen und Männern als Kombattant/innen, Gewaltopfer oder Flüchtlinge werden dargestellt. Gleichzeitig erhellt diese Analyse *Gender*-Konflikte zwischen Männern, konkret zwischen jugendlichen Guerillakämpfern, Kriegsherren und Blauhelmsoldaten.

Geschlechterhierarchien werden mit anderen Macht- und Differenzkategorien wie Ethnizität und Religion in Beziehung gesetzt. Im Detail werden die Interdependenzen zwischen Geschlechterverhältnissen und historischen, sozio-ökonomischen und politischen Kriegsursachen aufgezeigt.

Das Fazit lautet: Für eine nachhaltige Friedenssicherung ist es entscheidend, die Auswirkungen von Kriegen auf die Geschlechterbeziehungen zu beachten.

www.brandes-apsel-verlag.de